



Newsletter vom 5. 6. 2022

Inhalt

«Goldene Hände» haben die Schweiz gross gemacht.....	1
3.6.2022, Marianne Wüthrich.....	1
Die kaufmännische Lehre in den 1960er Jahren	3
18.5.2022, Peter Aebersold	3
«Goldene Hände» – und was es dazu braucht.....	6
Zeit-Fragen, 31.5.2021, von Dr. Eliane Perret, Heilpädagogin und Psychologin.....	6
«Nur zusammen kommt man zum Erfolg».....	10
Tages-Anzeiger, 19.5.2022, Debatte, Leserbriefe.....	10
«Die Studenten vergeuden ihre Zeit».....	11
NZZ 25.5.2022, Schweiz, Christina Neuhaus.....	11
Ronja bleibt zu Hause	14
NZZ, 28.5.2022, Gesellschaft, von Robin Schwarzenbach (Text) und Simon Tanner (Bilder).....	14
Eine gelingende Inklusion.....	19
NZZ 25.5.2022, Meinung & Debatte, Leserbrief.....	19
Stimmende haben bei der Tagesschule die Wahl zwischen zwei Varianten.....	20
NZZ, 27.5.2022, Zürich und Region, Isabel Heusser	20
Lehrermangel ist Chance für Korrekturen	20
EDU Standpunkt, Juni 2022, Lisa Leisi, Präsidentin EDU Kanton St. Gallen.....	20

«Goldene Hände» haben die Schweiz gross gemacht

3.6.2022, Marianne Wüthrich

Diesmal beginnt unser Newsletter mit zwei Texten zum Thema Berufsbildung. Sie zeigen auf ganz verschiedene Art auf, was Jugendliche für eine erfolgreiche Bewältigung ihrer Lehre mitbringen sollten und was sie daraus für ihr Leben – nicht nur fürs Berufsleben! – mitnehmen können.

Vom Sinn und Wert einer Berufslehre

Der lebendige Bericht von Peter Aebersold von seiner KV-Lehre in den 1960er Jahren hat mich öfter zum Schmunzeln gebracht, aber ich denke nicht, dass der Autor nur einen nostalgischen Blick zurück im Sinn hatte. Beim Lesen ist mir einiges durch den Kopf gegangen, zum Beispiel: Was die Jugendlichen damals alles bewältigen mussten und was sie in den drei Lehrjahren alles gelernt haben, ist beeindruckend. Und dann: In meiner Zeit als Berufsschullehrerin einige Jahrzehnte später war dies grundsätzlich nicht anders, ausser dass die Lerninhalte «dank» dem Eifer unserer Schulreformer sukzessive reduziert wurden. Aber wer bis zur erfolgreichen Lehrabschlussprüfung kommen will, muss sich auch heute noch immer wieder «durebiisse». Stenografieren und vieles andere müssen sie allerdings nicht mehr lernen – was für eine enorme Entwicklung der Technologie ist seit damals über die Welt gebräust!



Vom Menschlichen her, was es an inneren Werten, an Kenntnissen und praktischen Fähigkeiten braucht, um eine Lehre zu meistern, und wie die jungen Menschen in dieser wichtigen Entwicklungsstufe vom Jugendlichen zum Erwachsenen reifen können, hat sich seit der Lehrzeit von Peter Aebersold jedoch nichts Grundsätzliches geändert. Dies bestätigen die Betrachtungen von Eliane Perret zu den «Goldenen Händen» und ihre Auseinandersetzung mit den Forschungsergebnissen der Pädagogin Margrit Stamm. Wenn es gelingt, dass ein junger Mensch im Zusammenspiel mit seinen Ausbildnern im Betrieb und in der Schule den Mut und den Willen entwickelt, beruflich und menschlich voranzukommen, dann können vermeintliche Leistungsgrenzen aus seiner Schulzeit allmählich verblassen. «'Goldene Hände' haben die Schweiz gross gemacht», da sind sich Margrit Stamm und Eliane Perret einig.

Dass die Berufslehre mehr Anerkennung verdient, dieser Meinung sind auch die vier Verfasser der hier wiedergegebenen Leserbriefe, die einige weitere Facetten zum Thema einbringen («Nur zusammen kommt man zum Erfolg»).

Das negative Gegenbeispiel von den «Phil-I-ner» Studenten, die oft nicht das aus ihrem Studium und ihrem Leben machen, was möglich wäre, liefert die Wirtschaftshistorikerin Andrea Franc im Interview («Die Studenten vergeuden ihre Zeit»). Ihre Schilderung der Trägheit von Studenten der Geisteswissenschaften ist natürlich überzeichnet und trifft selbstverständlich auch nicht für alle zu. Aber ein bisschen hat es schon etwas – denken wir nur an die wuchernden Verwaltungsblasen in Bund, Kantonen und Städten mit vielen, vielen Teilzeitstellen. Dem vermag auch die «[Gegenrede](#)» von Martin Hartmann in der NZZ vom 1. Juni nicht wirklich etwas entgegenzusetzen. Als Lehrling käme man jedenfalls in diesem Stil kaum über die Runden...

[Woran unsere Volksschule krankt und mögliche Wege zur Besserung](#)

Damit verlassen wir die Sekundarstufe II und die Tertiärstufe und wenden uns der Volksschule zu. Dazu können wir Ihnen eine ganze Palette von Themen anbieten.

Zunächst das spannende Beispiel einer Homeschooling-Familie: Was die sechsjährige Ronja alles lernt, wie die Eltern – vor allem die Mutter – Schule und Alltag, Buchstaben kennenlernen und Teigkneten, Gartenarbeit und Geschichten erzählen unter einen Hut bringen. Und wie das Kind auch im sozialen Bereich seine Erfahrungen machen kann. – Dieses und andere gelungene Einzelbeispiele können jedoch nicht von der im Artikel erwähnten Tatsache ablenken, dass zum Beispiel im Kanton Aargau heute zehnmals mehr Kinder zu Hause unterrichtet werden als vor zehn Jahren, weil an der Volksschule oft nicht mehr eine ebenso gute Bildung gewährleistet wird wie früher.

Gegen eine negative Beurteilung der Inklusion setzt sich hingegen die Heilpädagogin Clarita Kunz zur Wehr und verweist auf Erfolge von Montessori-Schulen oder anderen privaten Modellen, von denen die öffentliche Volksschule ihrer Meinung nach einiges abschauen könnte. Allerdings geht die Autorin darüber hinweg, dass es auch viel wohlbegründete Kritik an der Inklusion gibt. Vor allem aber bedeutet der Unterricht in einer Kleinklasse keine «Ausgrenzung», wie sie behauptet, sondern kann für manches Kind eine Chance sein, mit der Lehrerin zusammen seinen Weg ins Leben zu finden.

Zum Dauerbrenner «Tagesschulen» in der Stadt Zürich liegen nach langem Seilziehen zwischen dem Stadt- und dem Gemeinderat nun zwei Varianten auf dem Tisch, über die die Stimmberechtigten im September entscheiden werden.

Zum Abschluss des Newsletters wird ein weiteres Mal der überall um sich greifende Lehrermangel thematisiert. Dass wir uns als Verein für eine Starke Volksschule damit befassen, ist dringend notwendig. Solange uns die Lehrer davonlaufen – oft gerade die guten! – müssen wir Bürgerinnen und Bürger uns darüber Gedanken machen, was mit unserer Schule nicht stimmt. Denn die meisten heutigen und ehemaligen Lehrerinnen sind sich einig: Es gibt keinen schöneren Beruf!

Lesen Sie dazu den Aufruf der engagierten Politikerin Lisa Leisi: «Lehrermangel ist Chance für Korrekturen». Mit Recht fordert sie dazu auf, dieses Übel nicht nur zu beklagen, sondern etwas dagegen zu tun. Lesen Sie selbst, wo sie die Ursachen und Möglichkeiten zu deren Bekämpfung sieht.



Eine weitere Gelegenheit aktiv zu werden, ist die Petition «Wieder ein dreiteiliges Schulmodell für die Sek Wetzikon», auf die wir noch einmal hinweisen. Unser Vereinspräsident Timotheus Bruderer hat sie mit anderen aktiven Gemeinderätinnen und Lehrern zusammen organisiert. [Hier](#) finden Sie den Unterschriftenbogen.

In diesem Sinne lädt unsere Redaktion Sie zum Lesen und zum Mitgestalten ein.

Marianne Wüthrich

Die kaufmännische Lehre in den 1960er Jahren

18.5.2022, Peter Aebersold

Die Berufslehre ist eine duale Ausbildung, sie erfolgt im Betrieb und an der Berufsschule. Sie bietet eine berufliche Grundbildung, um erste Erfahrungen in der Arbeitswelt zu sammeln. Die kaufmännische Lehre ist in der Schweiz einsamer Spitzenreiter unter den Schulabgängern.

1887 begann mit der Gründung der Handelsschule des Kaufmännischen Vereins Zürich ihre eigentliche Erfolgsgeschichte. Nun soll sie mit der «KV-Reform 2023» schweizweit komplett umgekrempelt werden. Ein guter Grund, um zurückzuschauen.

Ich absolvierte von 1964 bis 1967 eine kaufmännische Lehre in der damals zweitgrössten Eisen- und Stahlhandlung der Schweiz, die unter anderem auch Werkzeugmaschinen vertrieb. Die Firma mit dem damaligen Hauptsitz am Münsterhof 12 in Zürich ist ein traditionsreiches Unternehmen, das bereits 1763 gegründet wurde. Der Hauptsitz befand sich in sieben aneinander gebauten Altstadt Häusern zwischen dem Münsterhof und In Gassen, nur durch das «Feuergässchen» getrennt, wo sich heute exklusive Modeboutiquen anbieten. Die Wege zu den vielen Büroräumen in den verwinkelten Häusern kannten die Lehrlinge dank ihren Botengängen am besten.



Das Bürogebäude gegen den Münsterhof mit dem Eisenwarenladen und -Lager im Erdgeschoss sah in den 1960er Jahr noch gleich aus, wie auf dem Foto von 1947.

In jedem Lehrjahr (umgangssprachlich: Stifti) gab es mehrere Lehrlinge (neudeutsch: Lernende/r, umgangssprachlich: Stift). Wenn man von Lehrlingen sprach, waren die Lehrtöchter immer mitgemeint. Der Lehrlingslohn betrug im 1. Lehrjahr 130, im zweiten 160 und im dritten 220 Franken pro Monat. Die Lehrlinge arbeiteten 44 Stunden pro Woche inklusive Berufsschulzeit und hatten 3 Wochen Ferien. Die feste Arbeitszeit dauerte von 7:30 bis 18.00 mit 1 ¾ Stunden Mittagszeit. Der erste Angestelltenlohn betrug 900 Franken.



Mein Arbeitsweg vom Bauerndorf an der Reuss mit Velo oder Postauto, Bahn und zu Fuss bis zum Münsterhof dauerte je 1 ½ Stunden hin und zurück. In der Eisenbahn konnte man einen Teil der KV-Hausaufgaben erledigen, wenn man nicht gerade mit den Pendlerkollegen einen Jass kloppte.

In der Volksküche an der Schipfe gab es für zwei bis drei Franken ein Mittagessen, das sich auch ein Lehrling leisten konnte. Im Sommer konnte man dank der langen Mittagszeit ausgiebig im Zürichsee schwimmen gehen. Die Lehrlinge arbeiteten jeweils alle Halbjahre in einer anderen Abteilung. Im ersten Lehrjahr war die Korrespondenzablage und -suche eine wichtige Aufgabe. Sie erforderte viel Disziplin, damit man das entsprechende Dokument auch wieder fand, wenn man es suchen musste. Die Lehrlinge wurden normalerweise geduzt. In der Firma gab es einen Prokuristen, der alle Lehrlinge mit Sie anredete, sein Name ist mir bis heute geblieben.



Arbeiten am Fotokopierer waren eine Aufgabe der Lehrlinge. Es gab aber auch noch das manuelle Vervielfältigungsverfahren mit auf der Schreibmaschine erstellten Matrizen, die in einen Sprit-Umdrucker eingespannt wurden. In jedem Büro gab es mechanische Schreibmaschinen, vor allem der Schweizer Marke Hermes, auf denen die Korrespondenz geschrieben wurde. Es gab nur wenige, der 1961 eingeführten, elektrischen IBM-Kugelkopfmaschinen. Damals wurden für die Preiskalkulation die ersten elektronischen Tischrechner (Marke Olympia) mit Druckwerk zum Preis von je 10'000 Franken angeschafft, deren grosses Rechenwerk für die vier Grundoperationen und Speicher unter dem Pult platziert wurde.

Für die Übermittlung von dringenden Textnachrichten gab es den Telex Fernschreiber, der über ein mit dem Telefonnetz vergleichbares, vermittelndes Telekommunikationsnetz, dem Telex-Netz, funktionierte. Die Lehrlinge mussten ab und zu auf der Telex-Maschine schreiben, was besondere Konzentration erforderte, weil man nicht mehr korrigieren konnte. Der Telex wurde Ende der 1980er Jahre vom Telefax, einem Fernkopierer, abgelöst.

Dann gab es auch kleinere Nebenaufgaben: Einem Abteilungsleiter, der dauernd mit Kunden am Draht hing, musste man den Znüni-Landjäger häuten und in mundgerechte Stücke schneiden, damit er sie beim Telefonieren zwischendurch in den Mund schieben konnte. Hatte jemand Geburtstag, so gab er dem Lehrling eine Zwanzigernote, mit der an der Kuttelgasse eine der berühmten Kleiner Torten für die Abteilung holen konnte.



Siemens T-100, typisches Telex-Endgerät

Nach der Installationen- und Schraubenabteilung wechselte ich an die Hauptkasse. Dort hatte ich selbständig die Lohnbuchhaltung für rund 120 Arbeiter zu führen, während der Hauptkassier für die Salärbuchhaltung der Angestellten zuständig war. Die Lohn- und Salärbuchhaltung wurde zu dieser Zeit von der mechanischen Buchungsmaschine auf den ersten Bürocomputer von NCR umgestellt. Für jeden Mitarbeiter gab es ein Lohnkonto mit Magnetstreifen, auf dem die wichtigsten Daten gespeichert wurden. Der Lohn wurde noch bar in Noten und Münzen ausbezahlt. Blieb nach dem Abfüllen der gelben Lohntüten ein 20 Rappenstück übrig, musste das ganze Prozedere wiederholt werden.



Ausserdem musste ich den Hauptkassier bei Abwesenheit an der Kasse vertreten. Zum Beispiel nahm ich die Zahlungen für Rechnungen von den Handwerkern entgegen und zahlte ihnen die Umsatzrabatte aus. Dabei erhielten sie jedes Mal den obligaten Stumpfen. War der Hauswart als Geldkurier nicht abkömmlich, musste der Lehrling am Monatsende die Gehälter für die gesamte Belegschaft am Hauptsitz des Bankvereins am Paradeplatz abholen. Das war beinahe ein halbe Million Franken von Tausender Noten bis zu 10 Ráppler, die meine Ledermappe prall füllten. Der Bankkassier gab mir jeweils ein «Pass gut auf!» auf den Weg mit, bevor ich über den Paradeplatz an den Münsterhof zurückmarschierte.

Im dritten Lehrjahr wechselte ich in die Hauptbuchhaltung. Bis 1979 war die Firma eine Kollektivgesellschaft. Die beiden Inhaber hafteten unbeschränkt, sowohl mit ihrem Geschäfts- als auch mit ihrem Privatvermögen. Trotzdem wurde die Buchhaltung nicht von einer Revisionsgesellschaft geprüft. Die Teilhaber hatten volles Vertrauen in ihre Buchhalter. Als Nebenaufgabe erteilte ich einmal pro Woche den jüngeren Lehrlingen Nachhilfeunterricht in Buchhaltung und Kaufmännisch Rechnen.

Mitte der 1960er Jahre schaffte die Firma, einen der ersten Bürocomputer, die NCR 500, an. Mit ihm wurde die Haupt-, Debitoren- und Lohnbuchhaltung verarbeitet. Spezielle Programme erstellten die Buchhalter selber in der Assembler Programmiersprache, für die die NCR Kurse anbot.



Eine der letzten voll mechanische Buchungsmaschine, die NCR 32, konnte man mit kleinen Metallplättchen auf der Führungsschiene selber programmieren. Auf ihr verbuchte ich noch die Buchhaltung der Pensionskasse.

An der kaufmännischen Lehrabschlussprüfung wurden folgende Pflichtfächer geprüft und benotet:

Praktische Kenntnisse und Branchenkunde, Muttersprache (Sprachübung, Aufsatz, Korrespondenz), Rechnen, Buchhaltung, Französisch, Englisch (Wahlfach), Stenodaktylographie

(Stenographie mit 110 Silben pro Minute und Maschinenschreiben), Handschrift und Darstellung, Rechtskunde, Wirtschaftsgeografie, Wirtschafts- und Staatskunde

Die Branchenkunde am KV, wurde von den Branchenverbänden organisiert. Dieses Fach war für die Lehrlinge im 3. Lehrjahr besonders wichtig, weil sie als Disponenten in der Eisenabteilung am Telefon Kundenbestellungen entgegennehmen, notieren und weiterleiten mussten.

Damals gab es auch noch das Fach Stenographie. Bevor die ersten analogen Diktiergeräte in den 1970er Jahren aufkamen, wurde die Stenografie als Kurzschrift verwendet, mit der man in normalem Tempo gesprochene Sprache mitschreiben oder eigene Ideen schneller notieren konnte.

Weil es noch keine drahtlosen Telefone (neudeutsch: Natel, Handy) gab, war man überall auf Pünktlichkeit und Geduld angewiesen. Es konnte also passieren, dass ein Stelldichein (neudeutsch: date) platzte, weil der eine nicht pünktlich war oder der andere keine Geduld hatte, um das «akademische Viertel» abzuwarten.



Was macht die Berufslehre und insbesondere die KV-Lehre so attraktiv? Sie ermöglicht die Arbeitswelt von der Pike auf kennen und verstehen zu lernen und schon in jungen Jahren Verantwortung zu übernehmen. Etwas, dass dem rein akademischen Bildungsweg abgeht. Der kaufmännische Angestellte (neudeutsch: Kauffrau/Kaufmann mit eidgenössischem Fähigkeitszeugnis EFZ) ist ein branchenunabhängiger Generalist (neudeutsch: Allrounder). Er ist auf dem Arbeitsmarkt höchst flexibel, weil er in allen 21 Branchen arbeiten kann. Das EFZ ermöglicht den Zugang zur höheren Berufsbildung (eidg. Fachausweis, Diplom).



Die Kaufmännische Berufsschule Zürich, das KV, war damals in Zürich am Pelikanplatz.

Quellen:

<https://www.wirkaufleute.ch/2019/11/ein-stueck-geschichte-die-kaufmaennische-berufsbildung-im-wandel/>

[https://de.wikipedia.org/wiki/Kaufmann_\(berufliche_Grundbildung\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Kaufmann_(berufliche_Grundbildung))

«Goldene Hände» – und was es dazu braucht

Zeit-Fragen, 31.5.2021, von Dr. Eliane Perret, Heilpädagogin und Psychologin

Warum die Berufslehre richtig bewertet werden muss

«Noah, 3520 g schwer und 49 cm lang», so kündigte uns vor einigen Monaten ein befreundetes junges Ehepaar die Geburt ihres Sohnes an, auf den sie sehnsüchtig gewartet hatten. Wir freuten uns mit ihnen. Natürlich ging mir auch durch den Kopf – das lässt sich bei meinem Beruf kaum vermeiden –, dass vor den beiden nun die Aufgabe steht, ihren Sohn in die Welt einzuführen. Doch in welche Welt? Das beschäftigt im Moment nicht nur mich, sondern viele wache Zeitgenossen!

Eine Schule – nicht so, wie wir sie hatten

Mittlerweile sind einige Monate vergangen. Kürzlich erzählten uns die jungen Eltern, dass ihre Gedanken immer wieder um die Zukunft ihres Sohnes kreisten. Wie wird es ihm wohl in der Schule gehen? Welchen Beruf wird er ergreifen wollen? Und vieles mehr. Weit voraus gedacht, aber von Verantwortungsgefühl zeugend.

Die Mutter befürchtet vor allem, dass ihr Kind in der Schule keinen angeleiteten Unterricht mehr haben würde. Das war schon bei ihr so gewesen. Sie hatte sich mit einem Wochenplan herumgeschlagen und sich im Werkstattunterricht das Lernen selbst organisieren müssen. SOL¹ hätten sie jeweils gesagt – Schule ohne Lehrer. «Nicht einmal die Aufgaben haben die Lehrer korrigiert», ist die junge Mutter noch heute empört und enttäuscht zugleich. Dem Vater war es ähnlich gegangen. Er hatte erst spät mit weniger Fehlern schreiben gelernt, weil er mit einem damals sehr verbreiteten Erstleselehrgang unterrichtet worden war, bei dem man selbständig mit Hilfe von Anlautbildchen Lesen durch Schreiben lernen sollte. «Ja, ich habe selbständig gelernt, wie man ganz viele Fehler

¹ SOL ist die Abkürzung für Selbstorganisiertes Lernen.



macht beim Schreiben», meint er lakonisch. Das habe ihn während seiner späteren Schullaufbahn und bis heute beeinträchtigt.

Nun überlegen die beiden, ob sie nicht Geld sparen sollten, um die Schule ihres Kindes nach ihren eigenen Qualitätsansprüchen auswählen zu können. «Wir möchten eine richtige Schule, in der man die Kinder anleitet, der Lernstoff logisch aufgebaut ist, die Kinder miteinander den Lernstoff erarbeiten können und eine Klassengemeinschaft bilden. Das ist doch wichtig für die Teamarbeit, die heute ständig verlangt wird», meinte der Vater nachdenklich.

Porsche und Blumen

Die beiden hatten trotz ihrer problematischen Schullaufbahnen erfolgreich eine Berufslehre gemacht und mit sehr guten Noten abgeschlossen. Der Vater hatte sogar eine Klasse wiederholt. Trotzdem hat er eine Lehre als Automobilfachmann machen können, und heute ist er Werkstattchef in einer Garage. «Porsche», schmunzelt er und meint, «die Lehre war für mich eine zweite Chance.» Auch die Mutter von Noah schwärmt von ihrer Lehre als Floristin. Das habe ihr viel Freude gemacht, und auch die vielen Pflanzen- und Blumennamen habe sie problemlos lernen können. Mittlerweile verfüge sie über ein breites Fachwissen in Botanik, Floristik und Gestaltung.

Die Intelligenz ist es nicht – «Talentpool» unter der Lupe

Die beiden bestätigen, was die Schweizer Erziehungswissenschaftlerin *Margrit Stamm*² durch ihre Forschungsarbeiten belegt. Sie hatte in den Jahren 2005 bis 2009 eine repräsentative Längsschnittstudie erstellt³, in der sie zu Beginn mit 2706 Auszubildenden des ersten Lehrjahrs an 21 Deutschschweizer Berufsschulen zwei kognitive Leistungstests machte. 196 der Probanden erzielten überdurchschnittliche Werte und wurden in der Folge dem «Talentpool» zugeteilt. Sie stammten aus allen Berufsfeldern. Nun wurden sie mit einer etwa gleich grossen Gruppe von Auszubildenden verglichen, die mit durchschnittlichen Resultaten abgeschnitten hatten, und zu einer Stichprobe zusammengefügt. Das ergab eine Stichprobe mit zwei Gruppen, die sich in den Tests lediglich durch überdurchschnittlich gutes Abschneiden in den Intelligenztests unterschieden hatten. Die Probanden wurden nun während ihrer ganzen Ausbildungszeit untersucht. Interessanterweise schwangen die «Talentierte» mit den hohen IQ-Werten nur zu Beginn der Lehre oben aus. Gegen Ende wurden sie von der Vergleichsgruppe überholt. Daraus konnte der Schluss gezogen werden, dass kluge Köpfe allein noch keine Könnerschaft in Form «goldener Hände» garantieren, wie Stamm festhält. Was war es dann?

Trotz problembeladener Schullaufbahn ...

Dieses Geheimnis zu lüften war die nächste Aufgabe, denn im vordersten Drittel der neu erstellten Rangliste waren 58 Personen aus dem «Talentpool» und 61 aus der Vergleichsgruppe. Es zeigte sich, dass 30 % von ihnen lediglich einen Realschulabschluss, 45 % einen Sekundar- und 25 % einen progymnasialen Abschluss hatten. 23 % hatten einmal, 10 % sogar zweimal eine Klasse wiederholt, und 30 % hatten in der Schule als faul gegolten. Hervorragend waren bei ihnen jedoch Merkmale wie Arbeitsmotivation und -identifikation, Stressresistenz, Fleiss und Beharrlichkeit, die deutlich ausgeprägter waren als bei den übrigen Probanden. Zudem zeichnete sich das Betriebsklima der jeweiligen Ausbildungsfirma durch Leistungsanerkennung, Unterstützung, Herausforderung, Anregung und Training aus und spielte für die Leistung der Auszubildenden ebenfalls eine herausragende Rolle.

² Margrit Stamm war Professorin für Erziehungswissenschaften an der Universität Fribourg und leitet heute das von ihr begründete Forschungsinstitut Swiss Education. Sie hat, ausgehend von ihren Forschungsarbeiten, zahlreiche Bücher zu Erziehungs- und Bildungsfragen publiziert

³ Die nun folgenden Ausführungen haben vor allem zwei ihrer Publikationen zur Grundlage: Stamm, Margrit. (2015). Praktische Intelligenz. Ihre missachtete Rolle in der beruflichen Ausbildung. Dossier 15/2; Stamm, Margrit. (2017). Goldene Hände. Praktische Intelligenz als Chance für die Berufsbildung. Bern: Hep-Verlag



... Stärken, unentdeckte Ressourcen und falsche Zuschreibungen

Mit anderen Worten: Die Studie von Margrit Stamm zeigte, dass der Blick bei der Auswahl von Auszubildenden sich weniger auf die Negativmerkmale der Jugendlichen, sondern auf deren Stärken und unentdeckte Ressourcen richten sollte. Denn sonst versperrt ein Tunnelblick die Sicht auf für eine Ausbildung geeignete Jugendliche und diskriminiert sie möglicherweise durch Vorurteile

In unserer Gesellschaft werden akademische Ausbildungen oft höher gewertet und mit höherer Intelligenz verbunden als Berufslehren. Im Zusammenhang mit einer handwerklichen Tätigkeit und mit guten Berufsfachleuten wird (eher abwertend) der Begriff «praktisch intelligent» verwendet. Das ist jedoch falsch, denn «goldene Hände» können durchaus mit einem klugen Kopf einhergehen, so wie Akademiker nicht immer überdurchschnittlich intelligent sind, im Elfenbeinturm der Wissenschaften verharren und über zwei linke Hände verfügen müssen. Solche Zuschreibungen sind deshalb wenig hilfreich. Aber was macht es nun aus, dass junge Menschen letztlich zu Experten ihres Berufes werden, die mit «goldenen Händen» ihre Tätigkeit ausüben?

Wer ist denn intelligent?

Heute nimmt ein grosser Teil der Forschung an, dass Intelligenz keine unveränderliche, angeborene Grösse ist, sondern sich während der Lebensspanne positiv verändern kann (was wiederum in einem förderlichen Umfeld besser gelingt). Weitgehend unberücksichtigt bleibt jedoch meist, dass in unterschiedlichen Kulturen auch unterschiedliche Fähigkeiten als intelligent gelten. So wird in anderen Kulturen die Fähigkeit, gut zuhören zu können, über eine ausgeprägte Kommunikationsfähigkeit zu verfügen, Erwachsene um Rat zu fragen oder sich für gemeinschaftliches Zusammenleben zu engagieren, als Zeichen hoher Intelligenz beurteilt. An den in unseren Breitengraden verwendeten Intelligenztests wird deshalb oft kritisiert, dass sie solche Kompetenzen kaum einbeziehen und ausschliesslich auf der Basis unseres abendländischen Kulturkreises entwickelt wurden. Auch die sogenannten kulturfairen Tests werden als nicht zufriedenstellend kritisiert, weil sie nach wie vor Ergebnisse verfälschen und Minderheitsgruppen benachteiligen würden.

Kein Tunnelblick bei der Berufswahl

Nach wie vor ist heute die Meinung sehr verbreitet, dass akademische Intelligenz das Tor zu Berufs- und Lebenserfolg ist. Eine Berufslehre wird von vielen Eltern und manchmal sogar von Lehrpersonen fälschlicherweise als Weg zweiter Klasse angesehen für schulisch weniger erfolgreiche Jugendliche, die es nicht ins Gymnasium schaffen. Deshalb gilt es auch die Eltern ins Boot zu holen, denn sie sind nach wie vor die wichtigsten Meinungsmacher, wenn es um die Berufswahl geht.

Es soll hier nicht der akademische Bildungsweg gegen die Berufsbildung ausgespielt werden, sondern es geht um eine Stellungnahme gegen den Tunnelblick gegenüber der Berufslehre (die sonst Gefahr läuft, als Durchgangsstadium auf dem Weg zur Fachhochschule eingestuft zu werden). Es gibt heute ein breites Spektrum an Berufsausbildungen, die anspruchsvoll und auch für schulleistungsstarke Jugendliche attraktiv sind. Und da ist die oft unterschätzte praktische Intelligenz gefragt.

Praktische Intelligenz – was ist das?

Ist man unzufrieden mit der Leistung eines Handwerkers, so wird landläufig oft davon ausgegangen, dass er sich in der Ausbildung das nötige Wissen nicht angeeignet hat. Dahinter steckt die Annahme, dass Wissen die einzige und unabdingbare Voraussetzung für das Können und die Problemlösefähigkeit ist. Damit klammert man die hohe Bedeutung von Praktischer Intelligenz aus. Denn zwischen Wissen und Können oder gar Expertentum liegen einige Schritte, ohne die es nicht geht. Es geht auch nicht um Fleiss und Motivation allein. Auch hilft es für die Praxis nichts, über Probleme in hochwissenschaftlicher Weise sprechen zu können. Entscheidend ist ein kompetenter Umgang mit realen Problemen. «Praktische Intelligenz ist nicht einfach handwerkliches Geschick



von weniger Begabten, sondern die Fähigkeit, Fachwissen auf hohem Niveau in der Praxis auch anwenden zu können»⁴, meint Margrit Stamm.

Der lange Weg zum ausgewiesenen Fachmann

Geht es um ein Problem, für das ein Handwerker beigezogen wird, ist dieses oft nur unklar definiert: Die Waschmaschine funktioniert nicht mehr, der Automotor tönt verdächtig, oder Pflanzen verlieren ihre Blätter. Das Problem ist nur ansatzweise definiert, genauere Informationen fehlen oft. Und nun? Will der herbeigerufene Fachmann das Problem lösen, so muss er die Situation schnell und ganzheitlich erfassen, sein Fachwissen auf das Problem beziehen, unterschiedliche Lösungswege und -methoden kreativ andenken und innerlich durchspielen, die beste Lösung auswählen und dabei bereits gemachte Erfahrungen einbeziehen. Das stellt hohe Anforderungen, die sich ein ausgewiesener Fachmann, ausgehend von Faktenwissen und Regeln, durch intensives Üben, Reflektieren und Beobachten allmählich erwirbt und die ihn letztlich zu intuitiv richtigem Handeln befähigen, das den unterschiedlichsten Problemstellungen Rechnung trägt. Auf seinem Weg zum Berufsfachmann hat er sich vieles angeeignet; dies wird oft als «Stilles Wissen» bezeichnet, das mit wachsender Berufserfahrung im allgemeinen zunimmt.

«Stilles Wissen» – ein Goldschatz, ohne den es nicht geht

Man spricht von «Stillem Wissen» als Herzstück Praktischer Intelligenz und meint damit jenes Wissen, das jeder Mensch in sich trägt und durch alltägliche und gewohnte Handlungen erworben hat, so dass es intuitiv zur Verfügung steht. Es geht jedoch nicht um Automatismen, Routine oder Nachahmung. Sondern es ist dasjenige Wissen, das sich Berufsleute bei ihrer täglichen Arbeit «nebenbei» aneignen, ohne sich dessen immer bewusst zu sein. Dieses an Handlungsabläufe gebundene Wissen wird meist ohne Hilfe Dritter erworben, ist mit intensiven und komplexen Übungs- und Trainingsprozessen verknüpft und kann oft nicht genau verbalisiert werden. Es ist aber ein Goldschatz, der unverzichtbar zur Praktischen Intelligenz gehört und Wissen und Können verbindet.

«Goldene Hände» haben die Schweiz gross gemacht

Mit diesem Verständnis von Praktischer Intelligenz erfahren die klassischen Intelligenzmodelle eine wichtige Ergänzung und Erweiterung, mit der einer Berufslehre die richtige Gewichtung zukommt. Die Eltern von Noah haben es geschafft und sich die Fähigkeit angeeignet, mit realen Problemen erfolgreich umgehen zu können. Sie werden diese Erfahrung auch in die Erziehung einbeziehen. Idealerweise bietet die Schule ein Feld, diesen Bereich kennenzulernen und praktischen Talenten die Möglichkeit zur Entfaltung zu geben. Doch wie ist es, wenn die entsprechenden Fächer in den letzten Jahren zunehmend ein Mauerblümchen-Dasein fristen und zu Gunsten von frühem Fremdsprachenunterricht und Medienkunde reduziert werden? Massgeblich befördert durch den Lehrplan 21? Wie soll da eine Berufslehre attraktiv bleiben? Die Berufswettkämpfe, an denen bis anhin die schweizerischen Teilnehmer viele Medaillen gewannen, dürfen nicht zur Folklore werden. Das müsste nochmals gründlich durchdacht werden! «Goldene Hände sind ein wichtiges Kulturgut, welches die Schweiz gross gemacht hat»⁵, sagt Margrit Stamm. Dem ist nichts anzufügen. •

⁴ Stamm, Margrit. (2017). Goldene Hände. Praktische Intelligenz als Chance für die Berufsbildung. Bern: Hep-Verlag. S. 26.

⁵ Stamm, Margrit. (2017). Goldene Hände. Praktische Intelligenz als Chance für die Berufsbildung. Bern: Hep-Verlag. S. 95



«Nur zusammen kommt man zum Erfolg»

Tages-Anzeiger, 19.5.2022, Debatte, Leserbriefe

Ausbildung • Viele Lehrlinge fallen durch die Abschlussprüfung, TA vom 16.5.

Gute Betreuung lohnt sich

Lehrlinge auszubilden, ist mit viel Betreuung verbunden, der schnelle Profit kann nur erwirtschaftet werden, wenn die Betreuung weitgehend fehlt. Dass die Jugendlichen wenig Eifer an den Tag legen, kann ich nicht feststellen. Wenn die Jugendlichen richtig betreut werden, wachsen sie alle über sich hinaus. Wir haben immer wieder Lehrlinge, unser Ziel ist, dass diese gut abschneiden. Dies ist unser Anspruch an uns selber, und es funktioniert. Lehrbetriebe müssen besser kontrolliert werden. Warum werden nicht Leistungsvereinbarungen gefordert und regelmässige Besuche abgestattet?

Andreas Reber (Online-Leserkommentar)

Mehr Anerkennung

Heute habe ich mit grossem Interesse den Bericht über die Durchfallquote an den Abschlussprüfungen für Berufslehren gelesen. Ich bin selber Prüfungsexperte im Kanton Zürich und nehme Prüfungen von Oberflächenbeschichtern, Fachrichtung Galvanik EFZ, und Oberflächenbeschichtern EBA ab. Ausserdem bin ich Unternehmer mit einem KMU und bilde selber Lernende aus. Leider ist es so, dass die Qualität der jungen Leute, die wir von der Schule noch bekommen, oft nicht unseren Anforderungen an Berufsleute entspricht. Der Übergang von der Schule ins Berufsleben geht immer weiter auseinander. Zu viele Jugendliche gehen den akademischen Weg, für den sie aber leider nur mittelmässig sind. Dahinter steckt halt ein ganzer Wirtschaftszweig, der davon profitiert. Jugendliche, die vor 20 Jahren den Weg der Berufslehre gegangen wären, studieren heute. Es muss dringend was gemacht werden, dass das Ansehen der Berufslehre wieder dorthin bringt, wo es vor 20 Jahren war. Die Schweiz wurde gross mit der Berufslehre. Wenn wir diesen Vorsprung aufgeben, sind wir den rauen Bedingungen und Preiskämpfen weltweit ausgesetzt. Dies wird dazu führen, dass unser Lebensstandard sinken wird und unsere hohen Löhne nicht mehr gerechtfertigt sind. Die Lehre braucht hierzulande wieder mehr Anerkennung und muss bei den Jugendlichen dringend wieder attraktiver gemacht werden.

Alex Fossati, Pfäffikon SZ

Wir brauchen gut ausgebildete Lernende

Entweder wurden die Lernenden zu wenig gut ausgebildet, oder aber sie haben ihre eigene Ausbildung im Lehrbetrieb und an der Berufsfachschule selber zu wenig ernst genommen oder vernachlässigt. Das zeigt eine Auswertung der Lehrabschlussprüfungen in der Schweiz aus dem Jahr 2021. Dass es gute Berufslehren braucht, ist gerade in der Schweiz fundamental. Und deshalb sind die Qualität der Ausbildung und der jeweilige strenge Massstab bei Lehrabschlussprüfungen von grösster Bedeutung. Zudem steht den begabten Lernenden parallel zur Ausbildung oder nach absolvierter Berufslehre auch der Besuch einer Berufsmittelschule in verschiedenen Richtungen offen. Leider werden Lernende gegenüber Mittelschülern immer noch belächelt. Eine Berufswahl als Lernende oder Lernender gilt oft als minderwertig. Darum sehen viele Eltern nach den Grundschuljahren ihrer Kinder nur noch die weiterführende Möglichkeit als Gymnasiastin oder Gymnasiast und einem daran anschliessenden Studium. Nein, es braucht sie unbedingt und weiterhin, die hochqualifizierten Lernenden. Und davon gibt es doch noch viele.

René Gauch, Rümlang

An einem Strang ziehen

Warum stellt man nur die Lehrbetriebe an den Pranger? Oft liegt es auch an den Jugendlichen. Lehre ist ganz anders als der Schulalltag. Um eine Lehre erfolgreich zu absolvieren und abzuschliessen, braucht es den Jugendlichen, das Elternhaus und den Lehrbetrieb. Denn nur zusammen kommt man zum Erfolg.

Nicole Liechti (Online-Leserkommentar)



«Die Studenten vergeuden ihre Zeit»

NZZ 25.5.2022, Schweiz, Christina Neuhaus

Lehrabgänger finanzierten das Leben von Geisteswissenschaftlern mit, sagt die Wirtschaftshistorikerin Andrea Franc im Gespräch mit Katharina Fontana und Christina Neuhaus

Frau Franc, was verdient ein Philosoph im Durchschnitt?

Rund 48 000 Franken im Jahr brutto. Historiker oder Ethnologen verdienen ähnlich viel.

Was verdient ein Polymechaniker im Durchschnitt?

Mindestens 65 000 Franken im Jahr. Wer eine Berufslehre macht und mit einem eidgenössischen Fähigkeitszeugnis abschliesst, fängt in der Regel bei gut 5000 Franken im Monat an, und ab dann geht es lohnmassig aufwärts.

Philosophen, Historiker und Ethnologen verdienen also weniger als Lehrabgänger zu Beginn ihres Berufslebens, nämlich 4000 Franken im Monat?

Ja, das zeigen die Absolventenbefragungen des Bundesamts für Statistik, die fünf Jahre nach Studienabschluss durchgeführt werden. Der Unterschied ist, dass Geisteswissenschaftler in diesem Moment typischerweise gegen Mitte dreissig sind, und wenn sie eine Dissertation geschrieben haben, gehen sie schon auf die vierzig zu. Lehrabgänger dagegen sind um die zwanzig Jahre alt.

Warum verdient man als Geisteswissenschaftler nach jahrelanger Ausbildung nicht mehr?

An den Löhnen selber liegt es nicht, rechnet man sie auf ein Pensum von 100 Prozent hoch, sind sie tipptopp. Der Grund liegt darin, dass Geisteswissenschaftler im Vergleich zu anderen Studentengruppen viel häufiger Teilzeit arbeiten oder gar nicht. Sie sind in Minipensen tätig und verzichten auf einen vollen Erwerb.

Wie finanzieren sie dann ihr Leben?

Viele scheinen sich das leisten zu können. Sie haben vielleicht einen Erbvorbezug erhalten, oder der Partner verdient genug für das gemeinsame Auskommen. Nicht oder wenig arbeiten wird nicht als Problem wahrgenommen.

Gibt es eine Erklärung dafür, warum Geisteswissenschaftler überdurchschnittlich oft Teilzeit arbeiten und an einem hohen Lohn offenbar wenig interessiert sind?

Ich kann das nur intuitiv beantworten. Ich unterrichte einerseits Geschichte an der Universität Basel und habe andererseits einen Lehrauftrag an der Wirtschaftsfakultät in Luzern. Was mir auffällt: Im Geschichtsseminar sitzen Studenten mit typischen Schweizer Namen, die heissen Meier, Huber oder Brunner. In der Wirtschaftsfakultät haben wir dagegen einen hohen Anteil an Studenten mit ausländischen Namen, die häufig aus dem Balkan stammen. Die studieren Wirtschaft und nicht Geschichte.

Sind ausländische Studenten leistungsorientierter als jene aus der Schweiz?

Ich würde sagen, sie sind einkommensorientierter. Als Geisteswissenschaftler, der vom Wohlstand der Eltern lebt und deren Vermögen für sich nutzt, muss man das nicht sein. Zudem ist es etwa für einen Philosophen schwer, eine Vollzeitstelle zu finden, bei der er seine Fähigkeiten einsetzen kann. Viele der Befragten sagen denn auch, sie würden gerne mehr arbeiten als die 40 oder 50 Prozent, die es effektiv sind. Wenn man dagegen Wirtschaft studiert, ist man voll beschäftigt und hat einen Job, der einen fordert.

Teilzeit-Akademiker sind offensichtlich eine Schweizer Wohlstandserscheinung.

Das spielt sicher mit. Ich persönlich verstehe nicht, warum so viele bürgerliche Leute ihren erwachsenen Akademikerkindern die Existenz finanzieren, vom Unterhalt während des langen Studiums bis zum Eigenkapital für das Einfamilienhaus. Nun kann man sagen, das sei ihre Privatsache und gehe niemanden etwas an, doch das greift zu kurz. Es betrifft eben auch die Allgemeinheit: Denn erstens bezahlen die Steuerpflichtigen die lange Ausbildung dieser Gruppe, und zweitens hat die verbreitete Teilzeitarbeit Folgen für die Sozialwerke.

Gibt es eine finanzielle Umverteilung von Arbeitern zu Teilzeit-Akademikern?

Ja, wobei manche Beiträge kantonal und manche eidgenössisch ausgerichtet werden. Es fehlen



jedoch detaillierte Berechnungen zur Umverteilung, was ich unverständlich finde. Die Zahlen jedenfalls verheissen wenig Gutes: Pro Jahr gibt es in der Schweiz rund 66 000 Personen, die ein eidgenössisches Fähigkeitszeugnis oder ein Attest erwerben, von den Coiffeuren bis zu den Optikern. Auf diese kommen jährlich 3700 Masterabschlüsse und 650 Doktorate in Geistes- und Sozialwissenschaften. Das heisst, auf 100 Berufsleute kommt ein Doktor der Germanistik, Psychologie oder Kunstgeschichte – pro Jahr. Und von diesen Doktoren, die häufig erst gegen Ende dreissig abschliessen, ist danach weniger als die Hälfte Vollzeit tätig. Sie arbeiten also halb so viele Jahre wie die Berufsleute, und dann auch nur die Hälfte des Pensums. Unsere Sozialwerke gehen aber davon aus, dass die Leute 40 oder 45 Jahre arbeiten, bis sie pensioniert werden, und nicht nur 25 Jahre.

Von wie vielen Leuten reden wir?

Derzeit studieren 47 000 Geistes- und Sozialwissenschaftler an den Schweizer Universitäten, sie machen einen Drittel aller Studenten aus. Diese Gruppe wird fünf Jahre nach dem Master oder der Promotion übers Ganze gesehen einen Minilohn haben – das werden die Sozialwerke zu spüren bekommen.

Der Sozialstaat ermuntert gut ausgebildete Leute geradezu, wenig zu arbeiten. Wer als 38-jähriger Romanist mit Teilzeitpensum in einer Stadt wie Zürich wohnt, profitiert von ermässigten Kita-Tarifen, vielleicht erhält er noch eine städtische Wohnung, und die Krankenkassenprämien werden verbilligt.

Für den Einzelnen mag dieses Modell stimmen. Doch was passiert, wenn die Heerscharen von Geistes- und Sozialwissenschaftlern dereinst pensioniert werden? Viele werden keine genügende Altersvorsorge haben, das Erbe ist vielleicht schon aufgebraucht, sie werden Ergänzungsleistungen benötigen. Die in den 1950ern geborenen Akademiker, die Geschichte studierten, konnten Diplomaten werden. Auch die 1960er Jahrgänge kamen noch überall unter. Heute muss man als Germanist froh sein, wenn man ein paar Stunden Deutsch für Ausländer unterrichten kann oder als Kunsthistoriker im Museum das Telefon abnehmen darf.

Bilden wir heute zu einem grossen Teil die falschen Akademiker aus?

Man muss die Frage anders stellen: Ist das überhaupt eine Ausbildung? Wenn die Qualität der Bildung stimmt – bei einer Berufslehre oder einem Doktorat –, hat man nachher kein Problem im Arbeitsleben. Auch mit einem guten geisteswissenschaftlichen Studium erhält man, was man für den Job braucht. Wer in Oxford Geschichte studiert, kann es zum Premierminister oder Hedgefund-Manager bringen. Damit man in Oxford zugelassen wird, muss man allerdings zwei Aufnahmeprüfungen bestehen.

Das könnte man in der Schweiz auch einführen: einen Eintrittstest für Studenten, um ein hohes Niveau zu garantieren.

Das könnte man. Ich befürchte allerdings, dass viele nicht einmal die Fragen der Einbürgerungstests richtig beantworten könnten. Dazu müsste man ja beispielsweise wissen, wie viele Unterschriften es für Initiative und Referendum braucht.

Das tönt ernüchternd. Ziehen die Geisteswissenschaften speziell Leute an, die ihre Jahre an der Uni einfach absitzen?

Absitzen und sich durchs Studium kiffen. Bei fünfzehn Leuten im Geschichtsseminar ist im Minimum einer bekiffte. Andere zeigen sich gegenseitig ihre Ferienbilder, schicken sich Whatsapp-Nachrichten oder schiessen auf dem Handy Zwerg ab. Wer sich so an der Wirtschaftsfakultät verhält, fällt in der Prüfung durch.

Was halten Sie von der Idee, die Zahl der Studienplätze für Geisteswissenschaften zu limitieren?

Aus liberaler Sicht kann man diesen Vorschlag nicht unterstützen. Liberal wäre, dass jeder tut, was er möchte, dass die Allgemeinheit aber nicht dafür zahlt. Das heisst: Man kann Geisteswissenschaften studieren, wenn man will, man kann auch in einem Minipensum tätig sein, wenn man das nötige Geld hat, doch man bekommt keine Hilfe bei den Krankenkassenprämien und später auch keine Ergänzungsleistungen. Sobald die Sozialwerke belastet werden, muss der liberale Alarm abgehen.

***Für das Medizinstudium gibt es Limiten, die Ausbildung ist sehr gut.***

Das stimmt. Heute kommt kein Arzt auf den Arbeitsmarkt, der sein Handwerk nicht versteht, das hat zum Grossteil mit der FMH, dem Berufsverband der Ärztinnen und Ärzte, zu tun. Dasselbe gilt für die Anwälte: Der kantonale Anwaltsverband legt fest, was es braucht, damit jemand das Anwaltspatent erhält. Auch die Sanitäre bestimmen, was ein Sanitär können muss, die Coiffeure ebenso. Und die Historiker in der Schweiz sagen, was ein Historiker können muss. Und sie finden offenbar, dass das heutige Niveau reicht.

Warum ist nicht mehr Ehrgeiz vorhanden, warum wird nicht gesagt: Unser Ziel ist es, einen exzellenten Unterricht anzubieten?

Das ist für mich schleierhaft, ich kenne die Gründe nicht. Aber es ist ungeheuer schade. Die Studenten vergeuden ihre Zeit. Wenn man einmal in einem inspirierenden Umfeld wie an einer angelsächsischen Universität gearbeitet hat, sieht man, wie bitter die Inspiration hier fehlt. Ein Teil der Studenten regrediert geradezu. Wenn man genau weiss, dass man eine 100-seitige Masterarbeit schreiben muss, die nicht gelesen wird, demotiviert das ungemein. Ich habe Arbeiten gesehen, die inhaltlich wie sprachlich unglaublich schlecht waren, die der zuständige Professor aber durchgewinkt hat.

Zur Debatte steht unter anderem der Vorschlag, dass Akademiker die von ihnen verursachten Studienkosten über die Steuern abzahlen müssen. Wer nicht genug Steuern zahlt, erhält eine Extra-Rechnung.

Liberal wäre es, Studiengebühren nach dem Einkommen der Eltern zu bemessen. Milton Friedman verlangte das schon in den 1960er Jahren. Die Volksschule wäre weiterhin kostenlos, für die Universität müsste man bezahlen, je reicher, desto mehr. Dann wäre es nicht mehr möglich, dass Kinder von Milliardären gratis an der Universität St. Gallen studieren.

Die Idee einkommensabhängiger Studiengebühren hat in der Schweiz bisher aber kaum eine Rolle gespielt. Warum nicht?

Weil die Schweiz von der an sich löblichen Haltung ausgeht, dass man den Leuten das Studium bezahlt, dass diese aber später Vollzeit arbeiten, einen hohen Lohn erwirtschaften und ihren Beitrag über Steuern und Sozialversicherungsbeiträge der Allgemeinheit zurückgeben. Das Schweizer Sozialsystem fusst auf dem Gedanken, dass die Leute ihr Potenzial ausschöpfen und nicht freiwillig auf Erwerb verzichten, also zwei Tage in der Badi liegen und dafür Prämienverbilligung beantragen. Dass Akademiker Teilzeit arbeiten, ist eine neue Erscheinung.

Von linker Seite wird propagiert, die Arbeitswoche auf vier Tage zu verkürzen, zum selben Lohn, und den fünften Tag für den Dienst an der Gemeinschaft zu verwenden. Ist das die Zukunft: Wir arbeiten alle weniger, leisten aber nützlichere Arbeit?

Auf keinen Fall. Wir brauchen dringendst mehr Handwerker, die arbeiten teilweise heute schon am Samstag. Wir leben nicht in einer Planwirtschaft, in der man die Leute einteilt, sondern wir haben den freien Markt. Man soll machen können, was man will, sofern nicht ein anderer dafür zahlen muss.

Sie sind Schulrätin im Kanton Basel-Stadt und gehören den Grünliberalen an. Da muss die Bildungsmisere, von der Sie sprechen, doch ein Thema sein.

Das ist ein riesiges Thema. Alle reden über die Maturaquote, doch das ist die falsche Diskussion. Dreh- und Angelpunkt ist die Bildungsqualität. Man kann auch an den Schweizer Universitäten phantastische geisteswissenschaftliche Ausbildungen haben. Wer zum Beispiel ein Orchideenfach wie mittelalterliche französische Literatur studiert, geniesst praktisch Privatunterricht, weil niemand sonst das Fach belegt. Und gratis dazu. Wer in einem solchen Fach promoviert, beweist, dass er Arbeitsethos hat und wissenschaftlich arbeiten kann. Ein solcher Absolvent ist überall willkommen, seine Kompetenzen sind auf dem Arbeitsmarkt gefragt. Doch der Grossteil der Studenten wählt die üblichen Fächer wie Medienwissenschaften, Geschichte oder Soziologie. Und schreibt die Masterarbeit über die üblichen zeitgeistigen Themen, die wenig Leistung und Einsatz erfordern.

Lassen wir die falschen Leute an die Universitäten?

Nach meiner Erfahrung hatten die Leute früher andere kulturelle Fähigkeiten, die sie vom



Gymnasium her ins Studium mitgebracht haben. Es war selbstverständlich, dass man Latein und Altgriechisch beherrschte. Die Studenten hatten einen ganz anderen Hintergrund, der ihnen im Leben weiterhalf, ein Reservoir, aus dem sie schöpfen konnten. Das sieht man an einem Boris Johnson oder an einem Christoph Blocher. Das sind hochgebildete, belesene Menschen. Ich sage zu meinen Studenten immer: «Blocher doof zu finden, das reicht nicht. Lest zuerst einmal, was Blocher gelesen hat, und dann könnt ihr wieder kommen.»

Ronja bleibt zu Hause

NZZ, 28.5.2022, Gesellschaft, von Robin Schwarzenbach (Text) und Simon Tanner (Bilder)

Homeschooling gilt als Trend für Isolationisten. Ein Besuch bei einer Familie im Aargau zeigt allerdings: Mit Abschottung hat die Schulform wenig, mit eigenen Wegen, Freude an Kindern und Versagensängsten jedoch sehr viel zu tun. VON ROBIN SCHWARZENBACH (TEXT) UND SIMON TANNER (BILDER)

«Wann gehen wir in den Wald?» Ronja muss sich noch etwas gedulden. Die Sechsjährige hat schon recht viel gemacht an diesem Montagvormittag Ende Januar. Zum Beispiel Buchstaben schreiben im Übungsheft. M, M, M. Ufe, abe, ufe, abe. Und N, N, N. «Ufe, abe, ufe», wiederholt das Mädchen, nachdem ihm seine Mutter am Esszimmertisch in ihrem Haus im aargauischen Oberlunkhofen gezeigt hat, wie man ein grosses N schreibt. Sie muss auch kleine m schreiben, obwohl das bei dieser Aufgabe gar nicht vorgesehen ist. Und kleine n, n, n.

Ronja summt zufrieden vor sich hin, während sich die Zeilen vor ihr langsam füllen. «Das machst du super!» Ufe, abe, ufe. «Jetzt wirst du wieder kleiner mit den Buchstaben. Irgendwann sollten sie so aussehen.» Véronique Reich, die Mutter, die ihre Tochter seit kurzem selber unterrichtet, zeigt auf die Vorlage im Heft. Da stehen die M und N schön grade. Die 41-Jährige hat sich ein Ziel gesetzt: Im Sommer soll Ronja lesen können. Dabei wäre die Kleine eigentlich noch im Kindergarten – wenn ihre Eltern sie nach den Weihnachtsferien nicht rausgenommen hätten.

Véronique Reich und ihr Mann Martin haben sich für Homeschooling entschieden: ein Konzept, das während der Corona-Pandemie für viele Schlagzeilen und bei den meisten Leserinnen und Fernsehzuschauern vermutlich für noch mehr Skepsis sorgte – ein typisches Phänomen bei Schulformen, die für Aussenstehende schwer nachzuvollziehen sind, weil sie komisch wirken.

Die eigenen Kinder auf Dauer zu Hause unterrichten? Ohne Lehrerstudium? Die Meinungen der meisten Eltern und Schulvertreter scheinen gemacht: die armen Kinder! Das kann nicht gut sein für ihre Entwicklung, so ganz ohne Klassenkameraden, in der Isolation des elterlichen Unterrichts daheim. Erst recht in der Pandemie, als Primarschüler vom einen Tag auf den anderen aus der Schule genommen wurden, weil ihre Eltern sie vor einer Ansteckung bewahren wollten. Oder aus Protest gegen die Maskenpflicht. Viele Medien schrieben gar von einem «Trend» in Sachen Homeschooling, der sich im Zuge von Fernunterricht und dem zermürbenden Kampf gegen das Virus an den Schulen eingestellt habe.

Das gefällt nicht allen. Im Aargau, dem Kanton mit den liberalsten Homeschooling-Bestimmungen der Deutschschweiz, gab es im Herbst einen Vorstoss der SP und der Grünen im Parlament, der die Schraube deutlich anziehen wollte: Abmeldungen aus dem Kindergarten oder der Primarschule nur noch per Semesterende – und vor allem sollte ein Elternteil künftig eine pädagogische Ausbildung vorweisen müssen, um die eigenen Kinder selber daheim unterrichten zu dürfen. Man wolle nicht mehr als «Einwanderungskanton» gelten für Homeschooling-Familien, argumentierten die Befürworter. Die Zahl privat geschulter Kinder habe sich in zehn Jahren mehr als verzehnfacht (von 44 auf 573, das entspricht 0,7 Prozent aller Kindergärtler, Primar- und Sekundarschüler im ganzen Kanton). Französisch, Englisch, «neue Fächer wie Natur und Technik usw.»: Die Anforderungen in



der Primarschule seien gestiegen. Da brauche es eine gute Ausbildung, um den Schulstoff adäquat vermitteln zu können, hiess es in der Debatte im Grossen Rat.

Die Vorlage wurde zuerst deutlich abgeschwächt – und von der bürgerlichen Mehrheit am Ende trotzdem abgelehnt. Nicht-Lehrerinnen und -Lehrer dürfen ihre Kinder also weiterhin selber unterrichten, wenn sie das wollen.

«Ich will es selber machen!»

Véronique Reich hat die Verschärfungsdebatte im Parlament gar nicht mitbekommen. Sie gehört aber auch nicht zu jenen, die ihre Kinder plötzlich daheim behalten wollen, schon gar nicht aus Angst vor dem Coronavirus, das im Winter noch immer sein Unwesen trieb an Schulen und Kindergärten. Sie sagt: «Ich beschäftige mich schon seit zwei Jahren mit Homeschooling. Aber bis jetzt hat mir der Mut gefehlt, das durchzuziehen.»

Véronique arbeitet als Wanderköchin, das heisst, sie beliefert Firmen und Partys mit hausgemachten Häppchen, Apéros und kompletten Menus. Sie hat das KV gemacht und im Detailhandel, in der Gastronomie und in mehreren Büros gearbeitet. Samstags oder sonntags ist sie am Empfang einer psychiatrischen Klinik im Einsatz. Ihr Mann hat Kunst studiert und arbeitet in einer Schreinerei. Seit Ronja nicht mehr in den Kindergarten geht, hat er sein Pensum reduziert – damit sich seine Frau freitags und am Wochenende auf ihre Aufträge konzentrieren kann. Und weil Véronique und Martin Reich ihr Kind gemeinsam unterrichten wollen. Auch wenn der grösste Teil der Arbeit bei der Mutter liegt.

Das zeigt sich bereits beim Morgenritual an diesem Montag: Noch vor der ersten «Schulstunde» um 9 Uhr am Esszimmertisch haben Ronja und Véronique einen Teig gemacht für ein Schlangengebrot, das sie später über dem Feuer braten wollen: drei Deziliter Wasser, Hefe, zwei Esslöffel Olivenöl, zwei Kaffeelöffel Salz. Und dann 500 Gramm Mehl in die Schüssel. «Jetzt kannst du ein bisschen rühren. Und jetzt gut kneten . . . Schwierig, mit dem all dem Teig an den Fingern, gell? Soll ich mal?» Die Mutter will vorwärtsmachen. Ronja hingegen möchte den Teig selber ins Ziel bringen. In ihrem eigenen Tempo, vielleicht noch etwas verträumt. Sie sagt zwar: «Ich will es selber machen, Mama!» Doch dann setzt sich die Chefin durch. Zack – fertig geknetet, der Teig kommt in eine Tupperware. Schliesslich stehen heute nicht nur Buchstaben, sondern auch Zahlen auf dem Programm.

Véronique Reich sagt: «Sie braucht noch etwas Zeit.» Und nein, sie wolle Ronja nicht beschützen vor der «bösen Welt» da draussen. Aber im Kindergarten sei es immer so laut gewesen. «Da war so viel Hektik.» Das kleine Mädchen, das noch seine beiden Plüschmäuschen mit an den Esszimmertisch bringt, sei noch nicht angekommen.

Und überhaupt: diese Mütter, die überall herumerzählten, was ihr Kind schon alles könne. Dieser Druck, die Drohung mit dem «Ernst des Lebens», der angeblich in der ersten Klasse beginne. Wenn Kinder wegen vermeintlicher «Defizite» zu «Problemkindern» gemacht würden. Dieses Verbissene. «Ich will mich dem nicht aussetzen. Das ist nicht schön!», ärgert sich die Mutter. Sie nimmt die Schulbildung ihrer Tochter lieber selbst in die Hand.

Kontrollbesuch der Behörden

Was hat sich verändert, seit Ronja nicht mehr in den Kindergarten geht? «Es ist entspannter», antwortet Véronique. «Es macht mehr Freude.» M und N, dann ein paar Rechenübungen im Zahlenheft: «Bei plus kommt etwas dazu, bei minus kommt was weg. Wie viele Rundumeli sind es in diesem Bild? . . . Hey, supi!» Véronique Reich schaut Ronja zu, lässt sie in Ruhe nachdenken, zählen mit den Fingern, Zahlen hinschreiben, auch wenn nicht alle auf Anhieb stimmen. «Man darf Fehler machen», sagt die Mutter.

Homeschooling bietet viele Freiheiten, so fühlt es sich zumindest an. Der Unterricht zu Hause lässt sich gut mit anderen Aktivitäten kombinieren. Nach einer knappen Stunde am Esszimmertisch gehen Ronja und Véronique hinaus in den nahen Wald. Frische Luft gehört bei den Reichs dazu – jeden Tag. Ausserdem kann man das Gelernte in der Natur vertiefen: Man kann zum Beispiel Tannenzapfen sammeln, verschieden grosse Häufchen damit machen und dann Zahlen und zählen



üben. Und sie später mit nach Hause nehmen und gemeinsam versuchen, die Zapfen den richtigen Tannenarten zuzuordnen. Oder Vögel beobachten und ihre Namen aufschreiben auf einem Stück Papier. Und dann vergleichen mit dem Poster mit einheimischen Vogelarten, das bei Ronja im Zimmer hängt. Das kann auch nach einem Spaziergang am Wochenende sein, wenn keine «Schule» ist.

Aus dem Schlangensalat an der Feuerstelle wird jedoch nichts: Es regnet in Strömen an diesem Montag. Ronja und Véronique ziehen unverrichteter Dinge wieder ab. Der nächste Punkt am Esszimmertisch: eine Runde Mikado, mit Gurkenschnitzen und Tsatsiki zur Stärkung. Véronique Reich sagt: «Beim Homeschooling kann man kreativ sein. Wir sind nicht an fixe Zeiten gebunden.»

Die Mutter achtet darauf, dass es der Kleinen nicht zu viel wird. Zwischendurch darf Ronja immer wieder Pause machen und zum Beispiel «TKKG» in ihrem Zimmer hören. Am Nachmittag hat sie frei. Das klingt recht locker. Doch für private Schulung, wie Homeschooling offiziell genannt wird, gibt es klare Regeln, auch im liberalen Aargau. Bis zur zweiten Primar müssen Kinder mindestens zwei Stunden täglich «strukturierten Unterricht» erhalten. Ab der dritten «Klasse» sind es mindestens drei und in der Oberstufe mindestens vier Stunden pro Tag. So steht es in der Verordnung über die Volksschule, Paragraf 34.

Einzelunterricht ist intensiver als Klassenunterricht, daher die vergleichsweise wenigen «Lektionen» pro Tag. Ausflüge wie der verregnete Spaziergang in den Wald dürfen dieses Mindestmass an Homeschooling-Stunden allerdings nicht ersetzen. Das sei ein verbreitetes Missverständnis, sagt Stefan Schnyder, der stellvertretende Leiter der Schulaufsicht des Kantons.

Für Ronja und Véronique Reich heisst das: Die eine Stunde mit den Buchstaben und Zahlen hätte nicht gereicht an diesem Vormittag. Aber das macht nichts, sie können noch üben. Der Kontrollbesuch von Gemeinde und Kanton steht noch aus: Irgendwann im ersten Homeschooling-Jahr werden sich Vertreter der Schule Oberlunkhofen und der Schulaufsicht ein Bild machen vom Unterricht im Hause Reich.

Erweist sich der Unterricht als ungenügend, kann die Schulleitung verfügen, dass Ronja zurück in den Kindergarten beziehungsweise in die Primarschule muss. Doch das kommt eher sehr selten vor, wie Schnyder bestätigt. Auch die Oberlunkhofer Schulleiterin Diana Wittwer kann sich an keine Probleme erinnern; das Verhältnis mit den (wenigen) Homeschooling-Eltern im Dorf ist offenbar entspannt. Wer sein Kind selber unterrichtet und für dessen schulische Entwicklung somit die alleinige Verantwortung übernimmt, will es richtig machen. Im Dezember haben Véronique und Martin Reich der örtlichen Schulleitung und dem Kanton eine Liste mit 24 Punkten eingereicht, die Ronja bis zum Ende des Schuljahres beherrschen soll. Neben «lesen» und «einfache Mathematik» steht da auch «Uhrzeit lesen», «Pilze züchten», «auf Stelzen laufen» oder «selbständig im Volg Milch, Brot oder sonstige Kleinigkeiten einkaufen» drauf.

Die Lernziele richten sich nach dem Lehrplan 21. Homeschooling soll dasselbe vermitteln wie im Kindergarten und in der Primarschule. Die Liste mit den Lehrmitteln, Kinderbüchern und Hörspielen ist noch länger, mit Geschichten von den Brüdern Grimm über Bücher von Alois Carigiet bis Otfried Preussler. Auf dem Wohnzimmertisch liegt «Mio, mein Mio» von Astrid Lindgren.

Véronique Reich sagt: «Wir lesen ihr jeden Tag vor.»

Am Abend ins Kindertheater

Fortschritte und Projekte von Ronja halten die Eltern in einem Lernportfolio fest, das sie den Behörden vor der Kontrolle ebenfalls vorlegen müssen. Und sie haben der Schulleitung in Oberlunkhofen einen selbstgemachten Stundenplan abgegeben. Dort sind nicht nur die täglichen zwei Stunden «Schulunterricht» verzeichnet, sondern auch «regelmässige Aktivitäten mit anderen Kindern». Schliesslich haben sich die Reiche auch verpflichtet, nicht nur die Sach- und Selbstkompetenz ihrer Tochter, sondern auch Ronjas Sozialkompetenz zu fördern, wie es in der Vereinbarung mit der Schule heisst.

Am Montagabend besucht das Mädchen jeweils ein Kindertheater in Zürich. Jeden zweiten Dienstagvormittag steht Turnunterricht mit anderen Homeschooling-Kindern an. Mittwochs trifft sich die



Sechsjährige mit Freundinnen auf einem Spielplatz oder im Wald. Am Freitagnachmittag hat sie Schwimmunterricht. Am Donnerstagnachmittag machen Ronja und ihre Mutter seit einigen Wochen regelmässig mit einer Homeschooling-Familie aus einem Nachbardorf ab, zum Beispiel für einen Parcours mit Bälle-Werfen und Unihockey-Slalomkurs draussen. Die Tochter ist 9, der Sohn 6 Jahre alt – zwei neue Freunde für Ronja. Kennengelernt haben sich die beiden Familien über das Online-Forum des Homeschooling-Vereins Bildung zu Hause.

Zwei Tage nach meinem Besuch in Oberlunkhofen probieren Ronja und Véronique Reich zudem den Freiraum Bremgarten aus, einen Treffpunkt für «Familien, die sich für einen offeneren Bildungsweg entschieden haben». So steht es auf der Homepage des Trägervereins, der wegen schlechter Erfahrungen mit Medien nicht mit mir sprechen will. Sie hätten getrommelt, gemalt, getanzt, Spiele gespielt und gesungen mit den anderen Kindern, erzählt Ronja zufrieden, als Véronique Reich sie um vier Uhr abholen kommt. Es bleibt eine einmalige Sache.

Warum Homeschooling?, will ich in Bremgarten von einer weiteren Mutter wissen, einer freischaffenden Künstlerin, die ihre beiden Töchter ebenfalls zu Hause unterrichtet. «Weil wir grosse Freude an Kindern und am Lernen haben. Das ist die schönste Sache überhaupt», antwortet die Frau. Es klingt sehr überzeugt. Ihre Zehnjährige habe unbedingt Homeschooling machen wollen. Da habe sie sich gesagt: «Dann gebe ich mein Atelier halt auf und male fünf Jahre lang nicht.» Sie habe ihre Kinder auch nicht aus einer Laune heraus aus der Schule genommen. «Es ist ein Prozess.» Man müsse sich damit auseinandersetzen, wie man lehren und lernen wolle.

Diese Fragen stellen sich viele Eltern. Einige entscheiden sich dann tatsächlich für einen anderen Weg. «Als wir vor zehn Jahren angefangen haben, gab es 30 bis 40 Familien in unserem Verein. Jetzt sind es 1000», sagt Patrick Ziegler, Präsident von Bildung zu Hause Schweiz und Vater von fünf Kindern, die bis auf die Jüngste alle daheim unterrichtet werden. Auch bei Zieglers übernimmt die Frau den grössten Teil der privaten Schulung. Er kümmere sich zum Beispiel um Technik und Physik, sagt Ziegler, der als Ingenieur arbeitet.

Christlich-konservative Wurzeln

Der Verein war einst christlich-antietatistisch geprägt. Willi Villiger, Zieglers Vorgänger als Präsident, ein zehnfacher Familienvater, sprach 2019 in einer Sendung des rechtskonservativen Magazins «Schweizerzeit» von einem «übergriffigen» Staat, der die Schulen instrumentalisieren, Kinder früh sexualisieren und Familien zersetze. «Für mich ist die Homeschool-Bewegung ein Rückeroberungsversuch von Familien, die ihre Bildungsideale selber umsetzen wollen», sagte der Mann, der als Sekundarlehrer seinerseits vom Staat ausgebildet worden war und ein ganzes Berufsleben lang bezahlt wurde.

Patrick Ziegler betont, dass sein Verein sehr heterogen geworden sei. Religiöse Beweggründe gebe es nur noch selten. Skepsis gegenüber Schulklassen ist jedoch auch bei ihm zu spüren. Das vorgegebene, «kanalisierte» Lernen könne den Wissensdurst beeinträchtigen, sagt der Präsident. Sein Credo: lieber individuell. «Jedes Kind soll da lernen können, wo es sich am wohlsten fühlt», sagt er. Und: Homeschooling Sorge für Chancengleichheit – als Alternative für jene, die sich eine Privatschule nicht leisten könnten. Den Einwand, dass nicht jedes Kind geeignet sei für Homeschooling, kontert Ziegler mit einer Studie von Pro Juventute aus dem vergangenen Jahr. Dort heisst es, dass rund ein Drittel der Kinder und Jugendlichen in der Schweiz sehr gestresst seien, dies unter anderem wegen zu hoher Erwartungen und (Angst vor) Mobbing in der Schule. Ziegler sagt: «Nicht jedes Kind ist geeignet für die Volksschule.»

Homeschooling kann mehr sein als Unterricht zu Hause. Das zeigt sich bei einem Besuch im Effinger in Bern – einem Co-Working-Space, der sich auch als Co-Learning-Space versteht.

Jonathan Bucher, 15 Jahre alt, trifft sich an diesem Mittwochvormittag im März mit einem Nachhilfelehrer, um die Wahrscheinlichkeitsrechnung noch einmal durchzugehen. Seit er auf der Oberstufe ist, verbringt der Schüler jeweils vier Halbtage die Woche in dem schicken Café. Für Nachhilfestunden, um anderen «Effianern» seine Projekte vorzustellen und jüngere Schüler anzuleiten im Co-Working-Space, aber auch, um im oberen Stock in Ruhe sein Langzeitvorhaben



voranzutreiben: Er schreibt einen Fantasy-Roman. Den Rest der Zeit verbringt Jonathan zu Hause, im «klassischen» Homeschooling, wie seine jüngeren Geschwister auch. Wenn er nicht grade Unihockey spielt mit der U-16 der Bern Capitals.

Glücksfall Co-Learning-Space

Die anwesenden Lehrer – «Senior-Co-Lerner», wie man im Effinger sagt – beschreiben Jonathan als hartnäckigen, sehr eigenständigen, reflektierten jungen Mann, der in den beiden Jahren in dem Co-Working-Space viel gelernt habe, auch persönlich: Er sei offener und selbstsicherer geworden und übernehme Verantwortung, etwa, wenn er erwachsenen Neulingen die Kultur des Miteinanders in dem Café näherbringe. Jonathan sagt: «Ich werde eine Winzerlehre machen.» Einen Ausbildungsplatz hat er bereits gefunden. Noten oder eine Erklärung, was Homeschooling genau bedeute, habe sein künftiger Lehrmeister nicht verlangt. «Er wollte vor allem sehen, wie ich ticke», erzählt der 15-Jährige. Zweimal zwei Tage mit anpacken in dem Betrieb, dann hatte er die Stelle.

Sein Beispiel ist nicht untypisch. Daten aus der Schweiz gibt es keine, Studien in den USA deuten indes darauf hin, dass Jugendliche aus Homeschooling-Familien gleich gute Chancen haben im Leben wie jene, die an einer öffentlichen Highschool zur Schule gegangen sind. Die meisten Kinder von Willi Villiger studieren oder haben studiert, einer der Söhne war nach Jahren Homeeschooling bei der eidgenössischen Matur gar der Beste seines Jahrgangs. Jonathans Schwester will nach der achten «Klasse» die Gymiprüfung probieren.

Die Volksschule kommt auch im Effinger schlecht weg. Von Beamten ist die Rede, wenn «Senior-Co-Lerner» von ehemaligen Lehrerkollegen sprechen, die nach Vorschrift vollziehen würden, was von ihnen verlangt werde. Von einem Unterricht, der darauf ausgerichtet sei, den Stoff durchzupauken, statt die Kinder und Jugendlichen ins Zentrum zu stellen. Von Zucht und Ordnung im Schulzimmer gar, was nahezu verunmögliche, kreativ zu sein und eine Beziehung zu den Schülerinnen und Schülern aufzubauen. All das wolle man hier anders machen – auf Augenhöhe mit Jugendlichen wie Jonathan.

Co-Working-Spaces für Homeschooler ist ein Nischenangebot. Es kann sich aber als Glücksfall erweisen. Etwa dann, wenn das eigene Kind Interessen entwickelt, die zu Hause kaum mehr abgedeckt werden können. Oder wenn Mutter und Teenager sich immer mehr auf die Nerven gehen. «Ich wusste, das ist genau das Richtige für ihn», sagt Thirza Schneider am Telefon, als sie von ihrem Sohn erzählt, der zwei Jahre jünger ist als Jonathan und ebenfalls ins Co-Learning im Effinger geht. Er mag Informatik und hat schon mehrere Projekte realisiert. Die Homepage der Berner Sektion von Bildung zu Hause etwa hat er gebaut. Im Austausch mit erwachsenen IT-Spezialisten in dem Café lerne er viel mehr als in einem Förderprogramm für Sekundarschüler, an dem er ebenfalls teilnehme, sagt die Mutter.

Schneider führt eine informative Website (swisshomeschoolfamily.org) und bietet auch Beratungen für Eltern an. Sie kennt auch die unschönen Seiten. Zum Beispiel den Anfang («Ich hatte noch nie so viel Angst in meinem Leben wie damals, als wir die älteste Tochter aus der Primarschule genommen haben»), die Reaktionen der Nachbarschaft («Man muss damit rechnen, dass die anderen einen für verrückt halten») oder andere Krisen («Wenn du aufgeben möchtest» lautet der Titel von einem ihrer Blog-Einträge).

Selbstzweifel

Véronique Reich hat manchmal ebenfalls zu kämpfen. Ob ihr die Schule die Lehrmittel der ersten Klasse zur Verfügung stellen wird? Sie sagt zwar: «Jetzt ist jetzt.» Im Moment schauten sie und ihr Mann höchstens bis zum Ende der dritten «Klasse». Doch was ist, wenn der Stoff schwieriger wird in der vierten, fünften, sechsten? Fremdsprachen und Naturwissenschaften kann man im Homeschooling später auch online lernen. Nur keinen Druck aufbauen.

Gleichzeitig ist zu spüren, dass die Mutter sich selber unter Druck setzt. Sie will es richtig machen. Und ihre Tochter zu einem selbständigen Menschen erziehen. «Sie soll widersprechen. Ich will



doch keine Miniversion von mir!» Auch für Ronja ist es nicht immer leicht, daheim statt im Kindergarten zu sein. Ihre Freundinnen dort? «Ich vermisse sie manchmal schon ein bisschen», sagt sie zu mir. «Aber das macht nichts.»

An einem Freitag Ende Februar ist Ronja dabei, Joghurtbecher mit Erde zu füllen, Samen zu verteilen, Fähnchen zu beschriften und in die Erde zu stecken: MELONE. PEPPERONI. CHERRY-TOMATEN. Ihr Vater Martin schaut zu. «Du musst ein bisschen schöner schreiben.» – Die Antwort kommt prompt: «Sei still, sonst kann ich mich nicht konzentrieren!» Auch Ronja will es richtig machen. Die Becher bleiben vorerst im Wohnzimmer. Im Frühling kommen die Setzlinge in den Garten.

Ronja freut sich schon drauf. Aber auch auf etwas anderes: Am Nachmittag kommt eine Freundin zu Besuch zum Spielen.

Eine gelingende Inklusion

NZZ 25.5.2022, Meinung & Debatte, Leserbrief

Integration aller im schulischen Sinne Normal- und Hochbegabten sowie von leicht geistig behinderten Kindern in einen einzigen Klassenverband ist seit mehr als einem Jahrzehnt oberstes Ziel. Darüber besteht Konsens («Die Kritik an der integrativen Schule wächst», NZZ 18. 5. 22).

Weil jedes Kind einzigartig und ein Mehrwert für andere ist, soll es nicht aus der Gruppe Gleichaltriger ausgegrenzt werden. Doch eine harmonische Inklusion will einfach nicht gelingen. Über die Gründe, weshalb dies so ist, wird gestritten. Einige behaupten hartnäckig, Inklusion sei nur möglich mit mehr personellen und finanziellen Ressourcen.

Förder- beziehungsweise Kleinklassen werden eingeführt und wieder abgeschafft. Schwache Schüler werden integriert oder separiert, wie schon in den 1980er Jahren. Bildungsdirektoren scheinen immun gegen die Hilflosigkeit und die Wut vieler Bildungsbürger zu sein, solange sie wiedergewählt werden.

Tatsächlich erreichen 80 Prozent der Lernenden die Lernziele im Verlauf der obligatorischen Schulzeit. Darauf wird verwiesen. Deshalb kann man sich zurücklehnen. Für Reformpädagogen ist dies inakzeptabel. Inakzeptabel ist auch der Spagat, den viele Lehrpersonen machen, weil der Unterricht noch immer so konservativ abgehalten werden muss wie seit eh und je.

Als genügend individualisierend werden seit langem die Wochenpläne erachtet, mit denen viele Lehrpersonen arbeiten. Doch genau betrachtet schaffen auch Wochenpläne grosse Probleme. Einige Kinder sind mit dem Erarbeiten der wöchentlichen Pensens über-, andere unterfordert. Dabei wäre eine gelingende Inklusion einfacher zu haben.

Anstatt Privatschulen lediglich als Konkurrenz zu betrachten, könnte man von einigen von ihnen abschauen. Unterrichtsmodelle wie jenes der Montessori-Schulen zeigen, dass die Lernziele von allen Schülern erreicht werden, dass Therapien besser greifen und Über- und Unterforderung nicht zwangsläufig zum Schulalltag gehören müssen.

Clarita Kunz, MA Schulische Heilpädagogik, Feldmeilen



Stimmende haben bei der Tagesschule die Wahl zwischen zwei Varianten

NZZ, 27.5.2022, Zürich und Region, Isabel Heusser

Stadtrat bringt sowohl sein günstiges Modell als auch das teure des Parlaments an die Urne

Am Ende blieb von der ursprünglichen Vorlage des Stadtrats nicht viel übrig: Um rekordverdächtige 51 Millionen Franken hatte die rot-grüne Mehrheit im Zürcher Stadtparlament im März die flächendeckende Einführung von Tagesschulen verteuert.

Die massiven Mehrkosten entstanden unter anderem, weil die Linken die Gebühren für die Tagesschule von 9 auf 6 Franken pro Kind und Tag senkten, womit nicht einmal mehr die Anlieferungskosten für das Essen gedeckt sind. Die SP hatte sich gar für eine kostenlose Tagesschule ausgesprochen, was im Parlament aber verworfen wurde. Weiter können Schulen im neuen Modell die betreute Mittagspause nach eigenem Gutdünken von 80 auf 100 Minuten erweitern, und im vom Parlament ausgebauten Modell erhalten Schulen pro Kind und Tag 28 statt wie vom Stadtrat vorgeschlagen 25 Franken.

Nach den Änderungen im Parlament erhöhen sich die Betriebskosten der flächendeckenden Tagesschule gemäss Angaben der Stadt auf schätzungsweise 126 Millionen Franken; Stadtrat und Schulpflege hatten mit 75 Millionen gerechnet. Aus Sicht von Rot-Grün sind die höheren Kosten gerechtfertigt, weil der «pädagogische Mehrwert» für die Kinder überwiege.

Bei den Bürgerlichen kommt die Kostenexplosion hingegen schlecht an. Die FDP etwa sprach sich zwar für die Einführung von Tagesschulen auf dem ganzen Stadtgebiet aus, lehnte aber die von der Mehrheit des Parlaments beschlossenen Anpassungen ab. Gegen die Verordnung ergriffen schliesslich FDP, SVP, EVP sowie einige Grünliberale das Parlamentsreferendum.

Üblich wäre eigentlich, dass ausschliesslich die vom Parlament gutgeheissene Vorlage an die Urne kommt. Diesmal ist es anders: Die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger können zwischen der Variante des Stadtrats und derjenigen des Parlaments wählen. Möglich macht dies das sogenannte Doppelantragsrecht, wie der Stadtrat am Mittwoch mitteilte. «Wir betreten damit Neuland», sagt der Schulvorsteher Filippo Leutenegger (FDP) auf Anfrage der NZZ.

Weil aber die flächendeckende Einführung von Tagesschulen im Grundsatz auf viel Zustimmung stosse, sei es sinnvoll, den Stimmenden zwei Varianten vorzulegen. Der Gesamtstadtrat präferiert dabei sein ursprünglich ausgearbeitetes Modell. Man sei der Ansicht, dass der pädagogische Mehrwert die deutlich höheren Kosten in der Variante des Parlaments nicht aufwiege, sagt Leutenegger. Die Veränderungen würden zudem zu einem erheblichen organisatorischen Aufwand führen. Hingegen ist der Gesamtstadtrat der Meinung, dass die ursprüngliche Verordnung Kindern, Eltern und Schulpersonal gerecht werde und gleichzeitig die langfristige Finanzierbarkeit im Auge behalte. Die Tagesschule kommt voraussichtlich im September an die Urne. Bei einem Ja soll sie ab 2023 in Etappen in der ganzen Stadt eingeführt werden.

Lehrermangel ist Chance für Korrekturen

EDU Standpunkt, Juni 2022, Lisa Leisi, Präsidentin EDU Kanton St. Gallen

Praxisferne vorgaben und Einschränkungen für Lehrkräfte könnten zurückgebunden werden und zu sinnvollen Korrekturen führen. Allerdings braucht es dazu viel Einsicht zu den schädlichen Reformen der letzten Jahre und Lehrerinnen und Lehrer, die für die nötigen Rückbesinnungen zusammenstehen und kämpfen.

Für den Fortschritt werden immer mehr Vorschriften erlassen. Längst gehen damit Drangsalierungen (Bürokratie) und fehlende Übersicht einher (nicht nur im Lehrerberuf). Dadurch dürften



vielerorts in der Praxis Frustration und Nichtumsetzungen – auch zum Selbstschutz – zunehmen. Viele Anpassungen geschahen aufgrund sogenannt wissenschaftlicher (Gefälligkeits-?)Studien, wobei allerdings die Erkenntnisse der Meta-Studie von Hattie bisher kaum zu praxisbezogenen Korrekturen führte. Allgemein kamen und kommen die Reformen meist von «oben» und die Praktiker «unten» müssen es ausbaden. Eigentlich sollte es umgekehrt sein.

Hauptsache, irgendwie Unterricht?

Auf dem Condorcet Blog schrieb anfangs Mai 2022 der pensionierte Sekundarlehrer und ehemalige Bildungsrat Hanspeter Amstutz, dass im Kanton Zürich der jahrelang kleingeredete Lehrermangel zu einem regelrechten Hilferuf mutiert sei. Die Personalsituation muss dramatisch sein, denn selbst Nicht-Lehrer sollen sich für den Schuldienst zur Verfügung stellen, wenn sie sich diese herausfordernde Arbeit zutrauen. Damit verlieren ausgeklügelte Lehrprogramme und aufgeblähte Bildungsziele wohl an Bedeutung. Grundlegende Bildungsziele hingegen werden hoffentlich in den Fokus genommen. In der Not muss es zu einer Rückbesinnung auf das Wesentliche kommen. Das könnte heilsam sein.

Aber will man die wahren Ursachen schonungslos offenlegen, die den einst so schönen Beruf des Lehrens so unattraktiv machten? War Altbewährtes, Praxiserprobtes vielleicht doch nicht so schlecht? Noch gibt es viele erfahrene, noch amtierende und ehemalige Lehrer: Auf sie sollte gehört werden! Jeder Aufschiebung macht das Desaster nur schlimmer - zum Schaden der Kinder und Jugendlichen.

Ungehörtes und Unerhörtes

Vorgänge in Basel-Stadt zeigen beispielhaft, was unter anderem schief läuft. Die Synode Lehrergewerkschaft der Stadt Basel setzt sich mit einer Volksinitiative für die Wiedereinführung heilpädagogischer Förderklassen mit eigenständiger Leitung ein (Kleinklassen). Nach «der Wissenschaft» ist man sich jedoch einig, dass Kinder mit Förderbedarf grundsätzlich von der Integration in Regelklassen profitieren. Die betroffenen Lehrer jedoch ringen mit Überforderungen und Überlastungen. Auch Eltern und Kinder leiden darunter. Gemäss einer Studie des Schweizerischen Lehrerverbands (LCH) sehen 90 % der Lehrer Verhaltensauffälligkeiten von Schülern als ein Hauptproblem ihres Berufsalltags.

Nach Artikel 162 der Bundesverfassung hat jede Person das Recht, «ihre Meinung frei zu bilden und sie ungehindert zu äussern und zu verbreiten.» Dies gilt allerdings für Lehrkräfte, zumindest in Basel-Stadt, nicht oder nur nach Rücksprache mit übergeordneten Stellen. In einer «Weisung für Medienkontakte» des Erziehungsdepartements wird Lehr- und Fachpersonen grundsätzlich untersagt, der Presse, Radio oder Fernsehen Auskunft zu Schulfragen zu geben!

Seid mutig!

Soll dem Lehrermangel wirksam begegnet werden, braucht es jetzt den aktiven Einsatz der Lehrpersonen für Entlastungen und Neuausrichtungen als wirksames Mittel gegen den Lehrermangel zum Wohl von Lehrkräften, Kindern und Eltern.